Die fanden hier ein kleines Grabkreuz.
Gerhard-Renssen

Aus dunklem Pf dem.

B. Belka.

1. Kapitel.

Krieg im Frieden.


"Das Gewitter wird bald über dem Kanal stehen," sagte ein in einen dunklen Leinenanzug gekleideter Mann zu einem Knaben, der nicht vor ihm aus dem etwa ein Meter hohen Turm eines kleinen Unterseebootes saß, während er selbst in der geöffneten Turmsluße stand und das Steuer bediente.

Heinrich Wend, ein schlauer Bursche mit dunkelgebräuntem Gesicht, schob den breitkrempigen weißen Schär ent noch mehr ins Genick und erwiderte: "Mag's doch, Herr Geissert. Was kann er uns anhaben?!

Und nach kurzer Pause fügte er sehr lebhaft hinzu: "Ah — da vor uns taucht eine Menge weißer Punkte auf. Das muß die Stadt Suez sein."


Die elektrischen Uferlampen des Kanals spiegelten sich in dem unbewegten Wasser in langen Reflexen wider. Ihr Licht hätte genügt, vom Lande her das...
U-Boot trotz seiner geringen Bordschöfe erlennen zu lassen. Aber niemand von den Kanalbeobachtern die um diese Stunde vor Mitternacht noch tätig waren, achtete auf den schwarzen Schatten der lautlos mit einer überraschenden Schnelligkeit dahingelitten, hinter sich einen Schwalm nachziehend, der zuweilen sogar die Rückseite des runden Turmes umblästerte.

Das Lichtmeer der Hafenanlagen von Euze löste sich in einzelne Reihen von leuchtenden Punkten auf, deutete an, wo die Lagerschubben der großen Handelssfirmen und die Baulichkeiten der Kanalverwaltung sich befanden. Dann tauchten vor dem kleinen U-Boote halb rechts mehrere niedrige riesige Schiffsstocher auf, denen der Kündige schon von weitem die Kriegsfahtzeuge ansah. Es waren fünf große Kreuzer der englischen Auslandsflotte die nach mehrjährigem Dienst im Indischen Ozean aus der Heimreise begannen waren.

Seit gestern abend hatte man die Zahl der Wachen auf den Kreuzern verdoppelt und besonders für die Nacht Leute bestimmt die vorzügliche Augen befaßt. Die Veranlassung zu dieser im Frieden recht ungewöhnlichen Maßnahme war ein Einstuß gegeben, den ein im Mittelmeeer fahrendes Torpedosäge, der „Lord Waverley“, auch den fünf Kreuzern übermittelt hatte: „Vor einer Stunde wurde etwa 100 Seemeilen nördlich von Alexandria ein etwa 12 Meter langes U-Boot gesichtet und angestreut, daß, als es keine Flagge zeigte, durch einen vor dem Bug geschoßten scharfen Schuß zum Zeppen ausgeschossenen Waff enmunitionen nach Flossen jagte. Die Verfolgung mußte sehr bald aufgegeben werden. Das auf das Boot abgegebene Artilleriefeuer hatte lediglich den Erfolg, daß die Besatzung vom Turm aus zum Zeppen offenbar eine rote Flagge schwenkte. Da wir angewiesen sind, die Entwicklung der U-Boote und die fremden Marinem auf das Unterwassergefecht im Auge zu behalten und kein Mittel zu scheuen, um über Fortschritte auf diesem Gebiet zu
informieren, gebe ich diesen Funfspruch aus. — Kapitän Betzeloff.“


„Berd. …“ fluchte der Chemiker Werner Seifert leise, als diese unerwünschte Lichtstut sein Fahrzeug umspielte. „Junge, das ist die Folge unserer Begegnung mit dem englischen Torpedojäger, glaubt mir! — Eine nette Überraschung! Da heißt's ausgezogen, sonst —

Ein scharfer Knall zerriss die Luft. Und dicht vor dem dahinschießenden „Delphin“. — So hatte Seifert sein Boot getauft, das seine ureigene Erfindung war, schlug ein Geschoss ins Wasser und warf eine haushohe Fontäne auf.

Der Chemiker trat auf der eisernen Treppe, die in den Turm hinabführte, zwei Stufen niedriger, beugte sich über das Schaltbrett mit all seinen Hebeln, Schrauben und Rädern und schob den Zeiger der Maschinensteuerung auf die Höchstgeschwindigkeit. Sofort begannen auch die beiden Seitenwirbel der U-Boote, die in Vertiefungen des Bodens am Heck lagen, zu arbeiten. Es schien, als mache das kleine Fahrzeug jetzt einen scheinlichen Erschung vorwärts. Gleichzeitig gab Seifert dem kleinen Steuerrade, das hoch genug im Turm angebracht war, um es auch mit halben Oberschwörer über der Lute bedienen zu können, eine Trehung nach links, so daß der Delphin seinen Kurs änderte und in kurzer Stunde auf das einenseitige Kanalufsere part bei, wo ein paar hochalbige Frachtschiffe regungslos antreten. Hinter dem vordersten dieser Schiffe verschwand der Delphin, bevor die
Scheinwerfer das durch ein so einfaches Manöver ihnen entschlüpste Boot wieder gefunden hatten.

Im Schutz des Frachtdampfers wurden dann die Wasserballastansätze des Delphins so weit vollgefüllt, daß der Turm nur noch halb über die Oberfläche hinauszragte. So schlich das U-Boot nun vorsichtig näher an das Ufer heran und folgte diesem mit halber Fahrt, um nicht etwa auf Grund zu geraten, obwohl für ein Fahrzeug von so geringem Tiefgang etwas beratiges kaum zu befürchten war.

Die Scheinwerfer der Kreuzer huchten indessen weiter die eigentliche Rinne des Kanals ab, die durch stetes Ausbaggern vor dem Versanden geschützt wird, eine ebenso kostspielige wie notwendige Maßregel, die durch den sandigen Grund der berühmten Wasserstraße bedingt ist.

Bereits zehn Minuten später ließ der Chemiker den Delphin wieder bis zu der früheren Nordhöhe austauuchen und gestattete auch seinem jungen Gefährten abermals den Platz auf dem Turm einzunehmen.

Ohne weitere Zwischenfälle gelangte das kleine U-Boot gegen ein Uhr nachts in das offene Meer und ging dann in einer von Sanddünen eingeschlossenen, engen Bucht vor Anker. Da zu dieser Jahreszeit die Hitze im Roten Meer selbst nachts sehr groß ist, bereiteten die beiden Gefährten sich auf dem Deck des bis zu seiner Höchstgrenze aufgetauten Delphins ihre Lagerstätten, während noch in der Ferne das über Segen niedergegangene Gewitter mit dumpfem Trommel sich bemerkbar machte.

Während der Chemiker und Heinrich Wend sich der wohlverdienten Ruhe hingaben, wollen wir unseren jungen Lesern in wenigen Worten über deren Person und deren Reiseziel das Nötigste mitteilen.

Werner Seifferth hatte in der ostdeutschen Hafenstadt Seelös nach langen Versuchen seinen Delphin ganz im geheimen vollendet und fand sofort Gelegenheit, die Seetüchtigkeit seines Bootes durch eine längere Fahrt zu erproben. Sein kleiner Freund, der als Rabe bei einem Onkel einem früheren Seemann,

2. Kapitel.

Die Diamanteninsel.

Die senkenden Strahlen der Sonne weckten den Anaben bereits gegen sieben Uhr morgens auf. Leise erhob er sich, um den Chemiker nicht zu stören, der noch tief und gleichmäßig atmete, nahm ein Bad in dem klaren Wasser der Bucht und stieg dann ins Innere des U-Bootes hinab, dessen Räume insofern seiner geringen Abmessungen, ebenfalls nicht, wie eng waren. Nachdem er in der winzigen Kajüte, die gleich-
zeitig auch Kombüse (Küche) und Schlafraum für beide Insassen des Delphins war, den Morgenimbiss zubereitet hatte, wendte er den Chemiker, der sofort dem Bilschloß Heinrichs folgte, sich entkleidete und fünf Minuten um den Delphin herumschwamm. Erfrischt und befreit sah er hinaus ohne Jöger die beiden Motoren des Bootees in Gang und steuerte in das offene Meer hinaus, wo er sich stets am rechten Ufer, also an der afrikanischen Küste, haltend, mit voller Maschinenkraft gen Süden fuhr.


Da gerade jetzt abermals eine vereinzelte Insel gesichtet wurde, ließ Seißert den Delphin mit halber Krafst dicht unter Land gehen und sodann in die Aus- buchtung einer schmalen Halbinsel einlaufen, vor der sich eine Sandbank hinweg, so daß Schiffe mit größere- rem Tiefgang diesen Ort nicht ausfinden konnten. Man war hier also vor einer Überraschung vom Meere aus ganz sicher, nicht minder auch von der Landseite.


Geißert sprang sogleich auf die Füße, nahm den steil neben ihm liegenden Revolver in die Rechte und schlich dem Eindringling nach — besser er wollte hinter dem Unbekannten brein. Dieser hatte jedoch infolge der im Innern des Bootes herrschenden Dunkelheit seinen Plan, sich heimlich mit Lebensmitteln und anderen Dingen zu versorgen, schon wieder aufgegeben und tauchte mit dem Kopf in demselben Moment in der runden Turmluke auf, als der Chemiser ihm folgen wollte.

Dieser rief den Mann in englischer Sprache sehr energisch an.

"Hast — oder ich schieße! — Bleibt stehen — keine Bewegung, sofern Ihr nicht wollen, daß —"
Es muß hier eingeschaltet werden, daß Seißerts englische Sprachkenntnisse gerade nur genügten, um sich leidlich verständlich zu machen. Mitin mußte jemand, der selbst das Englische fließend beherrschte, schon an der Aussprache ungefähr merken, welcher Nationalität der mit der Schußwaffe Drohende war.

Der Chemiker hatte fortzufahren wollen: „— daß ich euch eine Kugel in die Nippen jagel“! Aber der Satz sollte nicht mehr zu Ende geführt werden, denn der Fremde stieß plötzlich ein: „Besser noch mal — sollte ich mich so täuschen?!” in reinstem, dialektfreiem Deutsch aus und fügte hinzu:

„Herr — Sie müssen ein Landsmann von mir sein! So wie Sie die englischen Brocken über die Lippen bringen, tut’s nur —“

Seißert wieder hatte beim Klange dieser Stimme überrascht den Kopf noch mehr gehoben. Diese Stimme kannte er. — Mein Gott — sollte es möglich sein? Sollte er wirklich hier mitten im Roten Meer einem längst Erzgeglaubten begegnen?

Und so kam’s denn, daß er dem Manne mit dem verwilderten Bart ins Wort fiel: „Richard Kräwel — bist Du’s wirklich?!” Gleichzeitig schritt er schnell aus den Turm zu.

Der, den er so vertraulich angereckt hatte, tat geradezu einen Satz ihm entgegen, breitete die Arme aus und rief:

„Werner — Du — Du —?!”

Wir wollen die überraschend herzliche Begrüßungszene zwischen den beiden Freunden hier übergehen.

Bald darauf befand man sich zu dritt unten in der winzigen Kabine an dem schmalen Klappstuhl, und Heinrich Bend baute vor Richard Kräwel alles aus, was der Delphin an leckeren Dingen in seiner Vorzüglichkeit verkauft hatte.

Hören wir, was Kräwel über seine Abenteuer, die keineswegs alltäglicher Natur waren, berichtete. Vorher kurz einiges über seine Person und seine Beziehungen zu Werner Seißert, dem genialen Erfinder. Beide waren Studienfreunde. Kräwel hatte
gleichzeitig mit Seiffert in Karlsruhe und Charlottenburg Maschinenbaufakultät studiert, war dann als Ingenieur ins Ausland nach Marosko gegangen und seit etwa drei Jahren plötzlich spurlos verschwunden. Die Briefe, die der Chemiker dem Freunde geschrieben hatte, waren mit dem Bemerken „Unbekannt, wohin verzogen“ zurückgekommen, und nachher blieben dann auch die Nachforschungen des deutschen Konsulats in Marosko ganz ergebnislos.

Dies alles sollte nun eine merkwürdige Erklärung finden. Kräwel erzählte in seiner trost all der überstandenen Leiden recht burschikosen Weise folgendes:


nem langen Tale der Insel im Sande vorkommen und die ich ganz zufällig etwa einen Monat nach meiner Landung hier bemerkte. Ich wurde also Diamanten- 

sucher! Noch mehr — in meiner in einem Dickicht in 

der Nähe des Teiches versteckten Hütte richtete ich mir 
eine Diamantenschießerei ein. Je zahlreicher meine 

wertvollere Sammlung an Edelsteinen wurde, desto — 

eherziger wurde ich! Ich betone: ehrgeizig, nicht 

babgierig. In meiner Einsamkeit hier und trotz all 
der Entbehrungen schwante mir stets ein großer Ge-

danke vor: Ich wollte nach Deutschland als Pröpse 

zurückkehren und dann dort mit Hilfe meiner Schätze 
den allgemeinen Wohlstätter in einem Maßstab spielen, 
gen den selbst die gemeinnützigen Stiftungen ameri-

canischer Nabobs fläschige Kollektivezeichnungen sein 

sollten. — In diesen Jahren wuchs mein Reichtum 

tatsächlich ins märchenhafte. Seit zwei Monaten aber 

warte ich nun doch voller Sehnsucht auf ein Schiff, 
as mich mitnehmen sollte, mich und meine Schätze, 
deren Wert in die Milliarden geht — ohne Uebertri-

bung! Es sind Steine in meiner Sammlung vor-

handen, die nur ein Liebhaber bezahlen könnte. Steine 
von der Größe eines Taubeneies und darüber! — Das 

Schiff mußte ein deutsches sein. Keinem von fremder 

Nationalität hätte ich mich anvertraut. Die Babgier 

ist leicht gewetzt. Und es sind schon Leute wegen Dia-

manten von geringerem Werkt ermordet worden. Es 
hieß also für mich weiter geduldig hier auszuharren, 
obwohl ich seit Wochen mich nur noch aus kümmer-

lichste ernährt habe, nachdem die Hasen von mir noch 

und noch fast ganz ausgerottet, besser — verspeist wa-

ren. Auch mit meiner Kleidung haterte es zuletzt sehr. 

Wenn ich hier an Bord im Naturgewand erschien, 

so brauchst Du Dich deswegen nicht zu wundern, mein 

alter Berner! Ich trage jetzt nämlich Alltags und 

Sonntags nur denselben — Lendenschurz, geklocht 

aus Baumfasern.“

Diese Schilderung hatte Richard Kräwel sehr oft 

unterbrochen, da er dabei mit wahren Sehnsüchten 

all den Leckereien zusprach, die er nur noch dem Na-
men nach kannte. Jeht war er satt, rauchte sich mit
Behagen eine Zigarre an und schaute ganz stolz an
sich herunter, denn er trug ja nun einen der Leinen-
anzüge des Chemikers und sogar dazu ein feines Hemd
aus weicher Basseide.

Inzwischen war der neue Tag angebrochen. Seiss-
sert erklärte, nachdem er nun auch selbst den Freund
über Zweck und Ziel dieser ersten Fahrt des Tauchbo-
otes unterrichten hatte, man solle jetzt sofort die Dia-
manten an Bord holen und dann die Reise fortsetzen.

Das Hütchen, das der Ingenieur sich errichtet
hatte, war für einen Unkundigen kaum auffindbar.
Dicht dabei hatte Kräwel im Sande in zehn Leder-
beuteln aus Hasensellen seine Diamanten verborgen.
Seissert war sprachlos, als er diese Unmenge von kost-
baren, tabelloß geschliffenen Steinen sah. Milliarden-
werte enthielten diese Beutel — das mußte er jetzt
darübe-rausementreben. — Heinrich Wend wieder, der zum
ersten Mal Edelsteine aus nächster Nähe bewundern
konnte, sticht einen Ruf heftiger Entzückens aus, denn
das prachtvolle Gleiten und Schillern derer Diaman-
ten, die Kräwel lachend aus einem Beutel auf die
Erde schlüffte, bot einen zauberhaften Anblick dar.

Der Ingenieur nahm dann Abschied von der
Stätte, wo er zwei lange Jahre allein und halb frei-
willig den Diamantengräber giespielt und den Sand
des reichen Tales Meter für Meter mit unendlicher
Austauer durchgesiebt hatte, damit ihm auch kleinere
Steine nicht entgingen.

Es war mittlerweile doch neun Uhr vormittags
geworden, bis der Delphin die Insel verlassen und
kurz auf die Straße von Aiden nehmen konnte, die
den südöstlichen der arabischen Halbinsel von Afrika trennt.


Auf den Spuren der Bermisten.

Eine Woche später. — Der Delphin hatte jetzt den
Indischen Ozean nach Süden zu durchkreuzt und
näherte sich den Ärgkelen-Inseln, die bereits hart an
der Grenze des Südpolarmeeeres liegen und aus einer
großen Insel, dem Ärgkelenland und vielen klei-
neren Inseln und Klippen bestehen.

Seit zwei Tagen hatte man die bis dahin recht
drückende Sinte nicht mehr so erschlaffen gefühlt.
Man merkte an Bord des Tauchbootes, dass man an-
deren, kälteren Regionen sich nahte. Häufig recht
kalte Nebel hatten oft die Aussicht versperrt, und als
am Morgen des 2. Juli 1899 die dem eigentlichen
Ärgkelenland vorgelagerten Inseln in Sicht kamen,
waren unsere drei Anfassen des Delphins sogar ge-
zwungen, die leichten Anzüge gegen wärmere zu ver-
tauschen.

Der Chemiker hatte absichtlich sein U-Boot zunächst
nach den Ärgkelen gesteuert, da er hier erst den
Trinkwasservorrat ergänzen wollte. Müste er doch
nicht, ob er solches auf der Heard-Insel vorfinden
würde. Außerdem war es auch nötig, die Motoren
des kleinen Fahrzeuges gründlich nachzusehen, da diese
in den letzten Tagen wiederholt für kurze Zeit ver-
sagten hatten, woran wohl ihre Überspannung in-
folge der schnellen Reise die Schuld trug. Gleichzeitig
konnte man dann ja auch feststellen, ob der Dampier
Najade noch in dem Verstecke lag, in das der ver-
brecherische Steuermann August Wend ihn mit Hilfe
der beiden Matrosen, die von ihm nachher zusammen
mit seinem Neffen auf der Heard-Insel ausgesucht wa-
ren, hineinbugsiert hatte.

Diese Suche nach den drei unglücklichen Opfern
eines gewissenlosen Schauspieler war so recht nach dem
Herzen Richard Fräuleins, der sich inzwischen auch mit
reich herzlich angestrengt hatte. Der Ingenieur
erwies sich überhaupt als prächtiger Kamerad, dessen
Humor den beiden anderen manch frohes Lachen ent-
lockte.

Es gelang dem Chemiker dann auch wirklich, nach
den Angaben des Tagebuches des Steuermanns, die
er sich gut eingepaßt hatte, jene Niesengrotte zu fin-
den, die von einer schmalen Bucht aus zugänglich war
und in der die Naiade im Hintergrunde eingehüllt in dieses Dunkel, vor Unter lag.
Wir wollen uns hier nicht lange mit der Schilddrung der vier Tage aufhalten, während derer der Delphin neben dem Golddampfer festgemacht war und seine Maschinen gründlich in Ordnung gebracht wurden wobei der Ingenieur wertvolle Hilfe leistete.
Am 7. Juli verließ das U-Boot die Kerguelen wieder und steuerte der noch südlicher gelegenen Heard-Insel zu.

Kein Wunder, daβ Heinrich jetzt von nichts anderem sprach als von seinem Bruder Karl und daβ er bald den Chemiker, bald wieder den Ingenieur mit Fragen bestürmte, ob sie es für wahrcheinlich hielten, daβ die drei Unglückslichen dort auf der unter Eismassen begrabenen Insel noch lebten. Hierauf war schwer etwas zu antworten. Seifert betonte jedoch heftig, daβ eine innere Stimme ihm sagte, man werde die Gefahr finden und alles einen guten Ausgang haben.

Als zunächst dann die weisschimmernde von ewigem Schnee und Gletschereis bedeckte Spitze des höchsten Verraes des entlegenen Cilandeis in Sicht kam, als man sich dem Ziele der Fahrt mehr und mehr näherte und durch das Fernglas nun erkannte, wie trostlos diese Gestade waren, bis zu denen herab sich die riesigen Gletscher abwärtszogen als immer häufiger Eisberge und Treibeis den Delphin zu weiten Umwegen zwangen, da verflummte Heinrich ganz und starrte nur mit tiefsaftiger Mene auf die weiße Insel, wo es sich entscheiden sollte ob diese Fahrt vielleicht ganz zwecklos unternommen war.

Der Chemiker ließ den Delphin jetzt nur noch mit halber Kraft vorwärtsstrecken. Das Fahrwasser war zu gefährlich. Außerdem war gerade um Mittag ein steifer Südwest aufgekommen, der das Eis immer enger zusammendrückte und die Kanäle zwischen den oft sehr ausgedehnten Schollen schnell verschloß. Etwa ein Kilometer von der Küste entfernt mußte das Boot dann sogar tauchen, um sich der drohenden Umklam-
merung zu entziehen. Die Lage war recht ungemütlich geworden. Wenn auch die Seearten für die Heard-Insel an dieser Stelle eine große Tiefe der Küstengewässer angeben, so mußte man doch stets mit Untiefen rechnen, auf denen sich der Delphin leicht hätte beschädigen können. Dank der Umsicht des Führers kam das Boot schließlich in eisfreiem Wasser in einer weit in das Land einschneidenden Bucht an die Oberfläche und wurde dann an einem geeigneten Platz, wo ein Gletscher flach in das Meer sich hineinzog, sicher vertäut.

Vier Uhr nachmittags war's, als Heinrich als erster aus das weiße Eis sprang. Es dunkelte bereits stark, und Geissert erklärte deshalb auch, man könne heute nichts mehr unternehmen, müsse vielmehr den Beginn der Nachsuche auf morgen verschieben.

Der elektrische Ofen erwärme die kleine Kasüte behaglich, und der Chemiker und Kräwel saßen denn auch gemütlich sich unterhaltend auf ihren Schemeln, ohne zu ahnen, daß Heinrich der in der Vorratskammer alles Notige für die Abendmahlzeit hatte herausholen wollen, zum ersten Mal auf eigene Faust und ohne Wissen seiner beiden Freunde sich zu einem Verhalten entschlossen hatte, das seinem ärztlichen Bruderherzen zwar das beste Zeugnis ausstellte, sonst aber ein unverantwortlicher Leichtsinn war.


Nachdem er also die Laterne angezündet und sich
einen der Pelzröcke, die gleichfalls in der Vorrats-
kommer hingen, angezogen, auch eine Pelzmütze über-
gestreift hatte, verließ er lautlos den Delphin und
wandte sich einem verscneiten Tale zu, das allmäßlic
zu den Abhängen des Bergmassivs des Kaiser Wil-
helm-Berges, wie die höchste Erhebung dieser Insel
benannt ist, in vielsachen windungen aufstieg. der
Schnee hatte zum Glück eine dicke, hartgefrorene
Kruste. sonst hätte Heinrich wohl schon früher un-
sliebsame Bekanntschaft mit tiefen Spalten und Löchern
gemacht, die nur durch den Schnee überbrückt worden
waren.

Der Lichtschein der Laterne reichte sehr weit. der
leichtfinnige Junge empfand hohe Freude über die
wunderbaren Beleuchtungsffekte, die der helle Strah-
lenkegel auf den weißen Eis- und Schneegebilden
hervorrief. Als er dann eine Stelle an der rechten
Talseite fand, wo er bequem eine nahe Anhöhe er-
klamme zu können hoffte, bog er rechts ab und sah
nun dicht vor sich ein sanft abwärts geneigtes Schnee-
feld, auf dem hie und da das blanke Eis der tieferen
Schichten zum Vorschein kam.

Dass er sich auf einem der zahllosen Gletscher der
Insel befand, ahnte er nicht. Dann wieder fiel der
Schein der Laterne auf einen großen, saft freisrun-
den Fleck. Was dieser zu bedeuten hatte, war nur
aus nächster Nähe zu erkennen. Heinrich steuerte also
unbekümmert darauf zu. Nur ein Eisbuckel trennte
ihn noch von dem merkwürdigen, schwarzen Kreise,
der sich so scharf von der hellen Umgebung abhob.
Der Anaba wollte die Spize des niedrigen Hügels
nun mit einem Satz gewinnen, nahm einen Anlauf,
stand auch eine Sekunde oben auf dem schillernden
Eisbuckel, hichte das Gleichgewicht wiederzufinden,
kam plötzlich ins Gleiten und — schoß in die Tiefe
binab.

„Wo nur der Junge steckt?" meinte der Chemiker
tzu Kräwel. „Es ist auch so merkwürdig still im Schiff.
Sonst, wenn Heinrich in der Vorratskammer herum-
hantierte, ging's doch nie ohne Lärm ab."
"Er ist nun bereits eine Stunde im Hinterschiff," nickte der Ingenieur mit einem Blick auf die an der Wand angeschraubte Uhr.


Dann suchten die beiden alten Freunde gemeinsam nach dem Verschwundenen, nachdem Seissert festgestellt hatte, daß eine Laterne, ein Pelzrock und eine Pelzmütze fehlten, was ja mit aller Bestimmtheit auf einen Aufenthalt des Anabens im Freien hindeutete.


"Ich kenne doch viele Gletscher in allen Weltteilen,— so etwas wie diese Oeffnung hier von so genau trichtersförmiger Gestalt habe ich noch nirgendwo gesehen,“ meinte der Ingenieur kopfschüttelnd.

Die Freunde standen nicht am Rande des Trichters, fest auf die Bergstöcke sich stützend. Seissert ließ den Lichtschein seiner Laterne über die glatte, feuchtschimmernde Wandung des Löches hingleiten.

"In der Tat eine ganz ungewöhnliche Erscheinung auf einem Gletscher,“ sagte er. "Du meinst also, Heinrich —“

Ein Ruf aus der Tiefe des Trichters machte ihn verstummen.

"Herr Seissert — Herr Seissert!“

Und jetzt flammte da unten in der Tiefe ein blaulbender Strahlenkegel auf.

Die beiden Männer oben packte nun gleichfalls eine nicht geringe Erregung. In aller Eile holten sie nach kurzer Verständigung mit Heinrich von dem Delphin einen eisernen, langen Bolzen, trieben ihn neben dem Loch in das Eis, befestigten eine Stricgleiter an dem Bolzen und kletterten dann abwärts, der Chemiker voran.

Der Eisrichter war etwa sechs Meter tief und ging dann in ein Felsenloch über, das wieder der Zugang zu einem natürlichen, engen Tunnel war, der nach etwa fünfzehn Meter in eine Riesenöhle mündete.

Hier nun hatte Heinrich, der fehl in diese unterirdische Welt eingedrungen war, sehr bald deutliche Anzeichen dafür gefunden, daß der dem Tunnel zunächst liegende Teil der Höhle früher einmal bewohnt gewesen sein mußte. Weiter hatte er dann aber auch eine aus Brettern zusammengenagelte Tafel mit einer langen Inschrift bemerkt. Tiebernd vor Spannung hatte er die hingemalten Worte gelesen, hatte schon nach wenigen Zeilen gesehen, daß diese Tafel nichts anderes als ein Lebenszeichen der drei Ösler des schriftlichen Steuermanns war.

Nicht nur der drei Ösler! Noch ein vierter Name stand unter der Inschrift. Als auch der Ingenieur Kräwel ihn nun las, rief er voll ungläubigen Staunens aus:

"Peter Strupp — Peter Strupp! Das ist ja mein Namenspatron von 1. Fremdenregiment in Algier, der zur Verschiffung nach Neu-Kaledonien schulslos verurteilt, unterwegs auf höchst raffinierte Weise entflohen! Alle Zeichungen waren voll davon, und in der Fremden-
legion wurde tagelang von nichts anderem gesprochen."

Der Chemiker legte jetzt seine Rechte herzlich dem Knaben auf die Schulter und sagte, auf die Tafel weisend:


Dem Hungertode nahe.

Eine ganze Woche dauerte es noch, bevor die drei Insassen des kleinen U-Bootes zu der abenteuerlichen Wanderung durch den langen Felsentunnel ausbrechen konnten.

Für den Delphin einen sicheren und versteckten Ankerplatz zu finden, war nicht ganz einfach gewesen. Da die Gestade der Heard-Insel zunächst überall völlig vereist zu sein schienen, bis man dann eines Tages doch am Westteil eine kleine Bucht entdeckte, wo das Steilufer der Küste frei von Eismassen und an einer Stelle auch grottenartig vertieft war, so daß das Boot hier durch Ketten vertäut werden konnte, nachdem es bis an den Unterrand des Turmes zum Tauchen gebracht war.

Alles das, was die drei Wanderer mitnehmen mußten, und es war nicht wenig, hatte man auf zwei Tragbahren verstaut, die auf die Weise fortgeschafft werden sollten, daß der mittelste Träger, der häufiger abgelöst werden mußte, stets an beiden Lasten mitzugleiten hatte.

Inzwischen hatte der Chemiker, um auch diese
Möglichkeit nachzuvrühen, bereits durch ein stundenlanges Vordringen in dem Tunnel festgestellt, daß dieser nicht etwa noch auf der Heard-Insel irgendwo endete, vielmehr durch diesen Probemarsch einwandfrei nachgewiesen, daß der breite unterirdische Felsen- gang ohne Zweifel über die Gestade der Insel hinaus unter dem Meere immer weiter gen Süden, also auf die Südpolargebiete zu, verlief. Es war mithin ausgeschlossen, die Gesuchten etwa noch hier auf der Heard-Insel anzutreffen. Man mußte ihnen auf gut Glück folgen, wenn man sie finden wollte.

Daß dieser Plan nicht ganz ungeschäftlich war, hatten sich Seissert und der Ingenieur sehr wohl klar gemacht. Sie waren aber Männer, die nicht so leicht vor einem Unternehmen zurückzudrücken, weil es ihnen bis zu einem gewissen Grade tollkühn erschien. Nicht leichthemd stürzten sie sich in dieses neue Abenteuer, bei dem die größte Gefahr darin bestand, daß der auf den Tragbahnen mitgeführte Proviant vielleicht verzeht war, bevor man den anderen Ausgang erreichte. Dann drohte den Wanderern der jüchtbare Tod des Verhungerns, denn an eine Umkehr war ja nicht zu denken, wenn man erst so weit in die Tiefe der Erde eingedrungen war.

Die Lebensmittel, die man mitnahm, reichten bei größter Sparsamkeit für sechs Wochen, mußten also menschlicher Berechnung nach vollauf genügen, da kaum anzunehmen war, daß der Tunnel eine so gewaltige Länge haben solle, die größer wäre, als die Wegstrecke eines täglich etwa 5 bis 6 Meilen zurücklegenden Menschen.

Als Heinrich kurz vor dem Aufbruch den Chemiker gefragt hatte, wo der Tunnel denn wohl sein Ende haben könnte, hatte Seissert geantwortet:

„Mein Junge, nimm eine Karte der Südpolargebiete zur Hand, suche Dir die Heard-Insel heraus und schau Dir die Inseln an, die als Mündungsorte des Tunnels in Betracht kommen können. Die Auswahl ist nicht allzu groß, obwohl man damit rechnen muß, daß der Tunnel in einer Biegung später nach ei-

Das sie diesmal aber trügten, werden unsere lieben jungen Leser sehr bald sehen. Wir wollen im folgenden die unterirdische Wanderung der drei Gefährten nicht allzu genau schildern, sondern nur die Hauptsachen hervorheben, insbesondere auf die Tage näher eingehen, an denen das Leben der beiden opferfreudigen Ritter schwer bedroht war.

Am sechsten Marschtage stellte der Chemiker fest, daß man sich jetzt bereits etwa 4500 Meter unter dem Spiegel des Indischen Ozeans befände, wovon rund 4000 Meter auf die Wassertiefe und 500 Meter auf die über dem Tunnel lagernde Erdschicht lagen. Ferner machte er die Gefährten auf das steile Steigen der Temperatur in dem Felsgange, der eine sehr ungleiche Ausdehnung hatte, ausmerksam und notierte in seinem Tagebuch: Heute um 12 Uhr mittags 8 Grad Wärme.

Am nächsten Tage wieder stieß man auf die ersten Anzeichen dafür, daß die vier Höhlenbewohner vor Jahren denselben Weg genommen hatten. An einer breiten Ausbuchtung sah man drei Konservenbüchsen liegen.

Eine weitere Woche verging ohne bedeutnämere Ereignisse oder Beobachtungen. Dann kam man in eine neue höhlenartige Erweiterung, die sechste bis her, und hier stand man ein kleines Kreuz aus dünnen Affenbrettern auf einem grabförmigen Steinbühl mit folgender Inschrift:

Georg Schult, gest. an Entkräftung infolge der Anstrengung dieses Marsches am 21. Dezember 1897. Ruhe in Frieden!

Das Seiffert und seine Freunde nach der Auf-
findung des einsamen, tief im Erdinnern liegenden Grabes in ernster Stimmung ihren Weg fortsetzen wird nicht weiter wunderbar erscheinen.

Vier Tage darauf traf man auf das erste, schwierigere Hindernis in Gestalt eines Wasserbecken, das eine mächtige Grotte fast ganz ausfüllte. Das Wasser war süß, d. h. trinkbar, wenn auch recht lau. Diesen See zu umgehen kostete infolge der damit verbundenen Mehrauftragen manchen Tropfen Schweiz.

Und wieder neun Tage später in einer Tropfsteinhöhle von geradezu zauberhafter Schönheit das zweite Grab, das des Matrosen Jakob Jakobsen, der infolge eines Sturzes von einer der zahlreichen Steinsäulen, die er im Uebermut erkleidert hatte, gestorben war, wie die Ausschrift des Kreuzes besagte.

Am Ende des ersten Monats der Wanderung waren die drei Gefährten bereits so von Kräften gekommen, dass sie täglich nur noch drei Meilen schafften. Der Tunnel aber zog sich trotz mancher starker Abweichungen von der Hauptrichtung noch immer nach Süden hin. Dies und der Umstand, dass die Wärme bis auf 11 Grad gestiegen war, veranlasste Seiffert zu der Bemerkung: "Ich begreife dies nicht! Wenn unser Weg diese Richtung beibehält, kommen wir ja in die Gebiete des ewigen Eisdes Südpoles!"

Vorwärts Heinrich würtbegierig fragte: "Und wo mögen wir uns jetzt befinden, Herr Seiffert?"

"Heutzutage bereits jenseits des Südpolarsfreises könnten wir von dem Punkt hier senkrecht an die Oberwelt steigen, so würden wir meiner Berechnung nach in der Nähe der Kemp-Insel sein, die der Seefahrer gleichen Namens 1833 entdeckte oder besser nur von Bord seines Schiffes aus als hohe, bergige, unter Schnee und Eis begrabene Räste sichtete."

Abermals verging eine Woche. Die tägliche Marschleistung hatte sich wieder gebessert. Da Seiffert seine und seiner Gefährten Widerstandsfähigkeit gegen die Mühsale der Wanderung durch fühlbare Mittel, hauptsächlich durch eine bestimmte Art Tabletten, die ebenfalls seine Erfindung waren, gestärkt hatte.
Die Lebensmittel reichten jetzt bei äußerster Streckung gerade noch für zehn Tage. Dann —

Und dieses "Dann!", dieses Verhängnis, das ständig näher rückte, besprachen Seiffert und der Ingenieur eines Nachtis, während Heinrich bereits den festen, sorglosen Schlaf der Jugend schlief.

"Wir müssen elend umkommen, müssen!" meinte der Chemiker dumpf. "Selbst wenn der Tunnel jetzt an die Obersicht führen sollte, würde uns das nichts nützen. Wir würden uns dann im ewigen Schnee und Eis der antarktischen Zone befinden, würden nichts haben, den Hunger zu stillen, würden bei der für das Klima dort ganz ungenügenden Pelzkleidung auch sehr bald ersticken."


Und weiter unterhielten sie sich in leisem Flüsterton, ganz ergeben in ihr Schicksal und nur von Trauer darüber erfüllt, daß ihr junger Freund dieses Schicksal mit ihnen teilen sollte.

Sie führten ihr Vorhaben auch wirklich aus und legten insbesondere Dauerwiebacke, Fleischkonserven und anderes, was sie sich nur am Munde absparen konnten heimlich in eine leere Nische. Heinrich merkte nichts von diesem fremmen Betrug, da er mit seinen Gedanken stets anderswo war — bei dem Bruder, den er bestimmt bald wiederzusehen hoffte. Eine Ziehungsbeschäftigung war jetzt, sobald man für die
Nacht Raft machte, still dazusitzen und vor sich hin zu träumen, wobei er sich mit jetzts anderen Einzelheiten ausmalte, wie und wo er den Brüder finden und wie sich die Begrüßungszene abspielen würde.

So vergingen dann auch die letzten Tage vor jenem schicksalsschweren Mittwoch, an dem für die drei Wanderer nur noch (scheinbar — denn die heimliche Proviantkiste enthieilt noch allerlei gute Dinge) je zwei große Zwiebacke, eine Büchse Fleisch und eine Büchse Gemüsekonserben vorhanden waren.

Wie immer hatten die Gefährten die Nacht von Dienstag zu Mittwoch an einer geeigneten Stelle gelegen und so lange geschlafen, bis der Chemiker, der mit der Bünftlichkeit einer Wechuhr von Selbst auszuwachen pflegte, eine der Laternen anzündete und dadurch für diese in stete Dunkelheit gehüllte Untertwelt den neu herausziehenden Tag andeutete.


Dieses „Morgen“ war nun da. Während der Chemiker den Spiritusflöcher anzündete, um den Rest Tee vom Abend vorher etwas zu erwärmen, richtete er an Heinrich das Wort und sagte:

„Mein lieber Junge, weder Freund Kräwel noch ich sind noch genügend bei Kräften, um den Ausgang dieses Tunnels da vor uns in Gilmärchen, zu denen uns der Mangel an Lebensmitteln zwingt, zu erreichen.

Heinrich ahnte nicht, daß seine beiden Gefährten sich für ihn zustandek und ihm nur die Möglichkeit ver- schaffen wollten, vielleicht doch noch die Oberwelt zu erreichen und dem Hungertod zu entgehen. Erst als es das Abschiednehmen ging und in Seiferts Augen dabei Tränen glänzten, kam ihm eine unsichere Ver- mutung des wahren Sachverhalts.

Mit der vor der Brust befestigten Laterne, einem schweren Rucksack auf dem Rücken und einem Bergstock in der Rechten machte er sich nun auf den Weg. Ihm war jetzt so merkwürdig bange und schwer zu Mute, als er sich zum letztenmal umdrehte und den Freunden mit der Hand zuwinkte. In Gedanken verfunkten er bei hier gerade recht ebenen Fassengang weiter, fröstelnd und entschlossen, seine Kräfte bis zum äußersten anzu- spannen, um das Ende des Tunnels recht bald zu erreichen und den beiden zurückbleibenden schleunigst Hülfe zu bringen. Je länger er jedoch über das nach-
darauf rechnen, dem Tode des Verhungerns zu entgehen, daß sie ihn nur zum Weitemmarsch bewogen hatten, weil sie dachten, die Vorahnung würde es vielleicht — vielleicht — mit dem Jüngsten von ihnen gnädig meinen.

Aber dieses „Vielleicht“ war eben nichts als ein Wahngeläme, das in nichts zerfliessete, wenn man alle hier mitspüren den Umstände genau abwägt.

Also die Wahrheit: Sicherer Untergang, Hunger- tod, ein flüchtiges Ende!

Heinrich schloß unwillkürlich die Augen bei dieser Vorstellung, daß in nicht allzu ferner Zeit seine und seiner Begleiter flüchtliche Überreste in diesem end- ofen Felsengang verweisen würden.

5. Kapitel.
Das unbekannte Land.

Regungslos saß er da. Wie lange, wußte er selbst nicht. Sein Hirn arbeitete inzwischen mit unheimlicher Schnelligkeit und Genauigkeit. Neben der Schwelle seines Gedächtnisses drängten sich allerhand Gestalten, die ihm, soweit seine Erinnerung in seine Kindheit zurückreicht, einst begegnet waren. Zuerst die Eltern — dann der Bruder Karl und liebe Spielgefährtien; weiter die Verwandten, darunter der Onkel Steuermann, der für ihn früher stets die interessanteste Persönlichkeit gewesen war. — Und so ging's fort bis in die Gegenwart hinein — bis zu Werner Seifert, dem Chemiker, bis zu dem Ingenieur Kräwel.

Sein ganzes Leben durchlebte der Knabe auf diese Weise in kurzer Zeit nochmals mit allen jenen Einzelheiten, die sich seinem Gedächtnis besonders eingeprägt hatten.

Und nun — nun noch dieser Tag, wo er den beiden Gefährten lebewohl gesagt hatte — für immer!
Für immer?! — Nein — das sollte nicht sein.
Er wollte mit ihnen gemeinsam sterben, wollte sofort umkehren und sie wieder auffinden.


Eine Tafel steht da aus Holz gezimmert, dessen eine, sauber geglättete Seite offenbar mit einem Tintenstift beschrieben ist. — Heinrich nestelt die Laterne von der Brust los, nimmt sie in die Linke, liest — liest —

Der Ingenieur und der Chemiker haben während der drei Stunden, die ihr kleiner Freund nun bereits abwesend ist, schweigend, in Gedanken versunken, dazugeessen. Was sollten sie auch sprechen?! Sie wussten, daß der Tod bereits mit seiner Seele zum Streiche ausgelöst hatte, um sie beide hier in dieser Einsamkeit der Erdtiefen niederzumähen. Sie brauchten sie nicht noch zu erörtern, daß sie sterben mußten. Sie wußten es. Und genau wie bei Heinrich tauchte auch in ihrer Erinnerung ihr Leben vor ihnen in einer Reihe stets wechselnder Bilder auf.

So schweigen sie und ließen nur ihr Gedächtnis zu ihnen reden; prüften wohl auch, ob dies 3 ihr Leben so gewesen, daß es diesen traurigen Abschluß
verdient hätte; haberten aber doch nicht mit dem Ge-
schlecht, blieben ganze Männer auch in dieser Stunde, 
auch-augesichts eines Todes, dessen Schrecken sie, wie
sie schon vereinbart, durch eine Kugel selbst abkürzen
wollten.

Da hob Kräuel lauschend den Kopf. Auch der
Chemiker war ausmerksam geworden, schaute den
Freund fragend an.

„Das kläng doch wie ein Schrei,“ meinte der In-
genieur. „Der Tunnel führte den Schall ja sehr weit
fort. Es kann nur Heinrich gewesen sein, der —“
Er versummte.

Abermals warfen die Wände des Kellerganges
deutlich einen lauten Ruf zurück, der saß wie ein freu-
druckes Hallo! sich anhörte.

Die beiden Männer sprangen auf. In ihren Ge-
sichtern prägte sich die Spannung aus, die sie jetzt
beherzten. Sie sahen sich sehr richtig, daß Heinrich
da von irgend etwas gesund haben müsse, das ihn
zur Rückkehr veranlaßt hatte.

Dann nahm Geissert die brennende Laterne.
„Kommt,“ forderte er Kräwel auf. „Gehten wir Hein-
rich entgegen. So schreit es vielleicht auch sein mag:
Etwas wie Hoffnung ist in mir erwacht —“

Sie eilten vorwärts. Da — abermals ein Ruf,
jetzt deutlich zu vernehmen: „Hallo, Herr Geissert, —
ich bringe Rettung — Rettung!“

In der Ferne blitzte ein Licht auf — die Laterne
des Knaben, der sich den Männern in hastigem Trab
näherte. Dann gab’ s ein wirres Fragen und Antwor-
ten, dann falteten die drei Einsamen, getrieben von
demselben hehren Dankgefühl, die Hände, blieben eine
Weile stumm.

Und eine Stunde darauf finden wir sie vor der
rückverheißenenden Tafel, deren Ausschrift lautete:

„In der Annahme, daß vielleicht noch andere den-
selben Weg gehen werden, den wir beide zuletzt unter
suchtbaren Hungerqualen, zurückgelegt haben, und
dass ihnen genau wie uns infolge Mangels an Lebens-
mitteln die letzte Strecke des Tunnels verderblich werden könnte, und wir vier Tagesmärche weit von dem unbekannten Land, in das uns der Felsengang endlich geführt, wieder in diesen eingedrungen und haben in dem Steinhaus, hinter dieser Talseil als einzige Nahrungsmittel, die sich längst halten durften, dreißig Nokosnünse sowie stark gesalzenes Dörflieisch niedergelegt. Sollten wirlich Leute nach uns diese lange Wanderung bis hierher überstanden haben, so wären sie nach vier Tagen dorthin gefahren wo über uns beiden bisher keines Menschen Fuß gewandert, wo wir nichts als Eis und Schnee und erstarrende Nässe der antarktischen Region zu finden fürchten und doch etwas ganz anderes antrafen, — das unbekannte Land, das wir in diesem einen Jahre, seit wir dort leben, kaum zur Hälfte kennengelernt haben ein Land, so wunderbar, so voller seltsamer Pflanzen, Tiere und Naturerscheinungen, das wir es Giganten getauft haben Um denen, die diese Talseil finden, auch den Weg anzugeben, der zu unserer kleinen Niederlassung führt raten wir dem Flusse zu folgen, der am Fuße der Berge entspringt, in deren tiefstem Talseil dieser Tunnel wieder die Oberwelt berührt. Am rechten Ufer des Flusses, etwa achtzig Meilen von den Bergen entfernt, zieht sich eine Insel hin, die wir aus verschiedenen Gründen als Wohnsitz gewählt haben. Gleichzeitig warnen wir aber auch vor den in diesem Lande vorkommenden, anderswo längst ausgestorbenen Riesenruten, denen man zwar leicht ausweichen kann, die aber doch recht gefährlich werden können. Am sichersten ist es, auf einem Flusse sich der Strömung des Flusses anzuvertrauen. — Denen, die wir vielleicht im Lande Gigantica willkommen heißen dürfen, wird für all die Mühsal der Wanderung durch den Tunnel eine Entschädigung geboten werden, wie sie besser kaum sein kann. Noch vier Tage, müde Pilgerer, und — alle Reize des unbekannten Landes am Südpol liegen vor Euch!

Die beiden Bewohner dieses neuen Reiches:
Peter Strupp und Karl Wend.

Seifert und seine Freunde verzichteten auf eine Erwiderung. Wüßten sie doch, daß niemand ihnen jetzt Glauben schenken würde, nachdem der einzige Weg nach Gigantea offenbar durch neue Felsstürze verschwert worden war.

Unseren jungen Lesern werden wir in den folgenden Bändchen einen Einblick in die wunderbaren Schönheiten und die seltsame Tier- und Pflanzenwelt dieses Landes geben und auch berichten, wie der verbrecherische Steuermann August Wend ein wohlverdientes Ende fand.

Der nächste Band enthält:

Die Meuterer der Frigga.